

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 7

Artikel: Eine Predigt ohne Pfarrer
Autor: Vetter, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666383>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Richter sagen, wer den Topf zerbrochen hat. Ihr — Ihr, Satanin!" Auf sie deutend, trat der Mann stets näher an Lu heran, sie wich zurück in eine Ecke, ließ das Weiße in den rollenden Augen flimmern und blickte wie eine Wildkatze, die sich nicht auf einen überlegenen Gegner zu stürzen wagt. Möglicherweise aber wandte sich der Drohende: „Nein, ich will Euch nicht an den Böpfen schütteln, wie es meine Absicht war, als ich in das Haus trat. Pfui, Teufelsweib, Satanin!" und mit schrecklichen Flüchen ging er.

Nun fiel die Lu in Krämpfe, schlug sich selbst, schluchzte: „Ja, ich Unglücksweib!" Unter strömenden Tränen gebärdete sie sich wie eine Wahnsinnige, und der Bube, dessen Gegenwart sie vergessen haben mochte, schlich sich hinter ihrem

Rücken davon, um das segenslose Haus nie mehr zu betreten. Er gab Friedli recht, die zu singen liebte:

„Frau Lu-lu Teifelein
Ist ein törichtes Zeifelein!"

Langehin machte er einen Umweg um die Gütte der Kartenschlägerin, er war innigst überzeugt, daß aus Aberglauben und Wahrsagerei nur Unglück kommen könne, und gewann langsam, doch wie von selbst die Einsicht, daß der Mensch im Glauben an Gott und an einen natürlichen Zusammenhang der Dinge glücklicher als in irgend einem Aberglauben sei.

Im Spiel mit Friedli zog jugendlicher Frohsinn wieder in sein Gemüt.

(Fortsetzung folgt.)

Rhythmus der Zeit.

Es zittert und bebt rings die Erde
im jagenden Pulsschlag der Zeit;
Maschinen stampfen das „Werde“
und formen Lust und Leid.

Und mitten in Lärm und Getriebe,
die Fäuste um Hebel gekrallt —
regiert voll Haß und voll Liebe
der Mensch mit Schöpfergewalt.

Regiert! bis die Muskeln erschlaffen
Maschinen im Rhythmus der Zeit;
und alle weben und schaffen
ihm doch nur ein Leichenkleid.

Heinrich Lämmlein.

Eine Predigt ohne Pfarrer.

Von Wetter Hans.

„Mutter, kommst du? Es läutet schon.“

„Ja, ich wische nur noch rasch das Gesangbuch ab. Wir brauchen es so selten. Man hätte bald meinen können, der Herrgott habe uns verlassen!“

Und nun schreitet sie hinter der Tochter her gebückt über die ausgetretene Schwelle unter das Vordach. Den Schlüssel schiebt sie in eine Höhlung im obern Türbalken. Es ist einer von der schweren alten Sorte, handgeschmiedet.

„Mutter, siehst du, dort geht die Kathrin Hofer. Und ist das nicht der hinkende Christian, der dort gerade um die Bodenmattscheune biegt? Heute wird die Kirche einmal voll!“

Und die Mutter schaut herum. „Ja“, sagt sie, „viele Leute wird es geben. Es soll Predigt sein und ist kein Pfarrer da. Ich weiß nicht, wie das sein wird.“

Mit langen, bedächtigen Schritten zieht sie voran. Auf ihrem von weißen Fäden durchzogenen Blondhaar spielt die goldige Herbstsonne. Ein munterer Bergwind zerzt an den festge-

knüpften Enden des schwarzen Kopfstüches. Sie geht fast jugendlich gegen den Wind an, das Psalterbuch in den gefalteten Händen auf die leicht eingesunkene Brust gedrückt.

Vorn auf dem kleinen Hügel steht ein weißes Gotteshaus mit grauem Schindeldach und einem winzigen Glockenturm, aus dem heute ernst und feierlich die Glocke ruft. Lange hat sie geschwiegen. Nun tönt es bis hinunter ins Tal, wie früher, als im braunen Pfarrhaus, dem schönsten Haus des kleinen Bergdorfes, noch eine Pfarrfrau ein und aus ging, im Garten Blumen zog und Kräuter, aus denen sie den Kranken des Dorfes heilsame Tränkelein kochte. Seit vielen Jahren ist keine Pfarrfrau mehr da gewesen. Dann und wann steigt ein Geistlicher herauf aus der fernen Stadt, um der verwaisten Herde Gottes Wort zu künden, Kinder zu taufen und Ehen einzusegnen.

Die kleine weiße Kirche gehört zu den höchstgelegenen im Bergland. Viele Stunden weit ist es bis zum nächsten Gotteshaus, in dem der

gleiche Glaube verkündet wird. Winters, wenn auf den Eggen der Schnee hoch liegt und Wächten getürmt sind, ist das kleine Bergdorf abgeschnitten von der Welt. Die Bauern bearbeiten fargen Boden. Das ganze Leben ist eng und klein. Unten ruft ein behaglicheres Leben. Wer wollte auf dem Berge bleiben in einer Zwerggemeinde mit einem halben Hundert Seelen?

Rüstiger schreitet die Mutter aus auf dem schmalen Weglein, das einen Steinwurf von der Kirche weg einmünden wird ins schmale Sträßchen, das allein die Verbindung mit der Welt bedeutet. Zwei Schritte hinten drein geht die Tochter. Von allen Seiten nahen Gestalten, festlich geschmückt. Auf dem winzigen Totenhof stehn sie in Gruppen und begeben sich dann langsam durch die weit offene Pforte in den kühlen Raum und setzen sich bedächtig in die langen Bänke. Nach alter Sitte setzen sich die Frauen links, die Männer rechts. In den vordersten Bänken nehmen die Jungen Platz, die noch zur Schule gehen, auch die, die erst dem Stocke des Schulmeisters entwachsen sind.

Ehrfurcht steht auf den abgearbeiteten Gesichtern, die in schwerem Leben vorzeitig gealtert sind: Ehrfurcht vor dem Göttlichen, das ihnen aus dem alten Gebälk entgegenweht, vor dem Geist der Vorfahren, der an dieser gleichen Stätte Gott gesucht und ihn in demütiger Anbetung gefunden hat.

Der letzte Glockenton ist verklungen. Mächtig ertönt Orgelflang von der Kanzel her. Ein Schauer geht durch die Berglerherzen. Solche Klänge hat das kleine Gotteshaus noch nie gehört. Wie in der großen Talkirche jenseits des Berges, so laut und so voll ist der Klang. Und dann plötzlich sinkt er zusammen. Wie ein Säuseln ist es zu hören, wie Gesang der Engel oder wie sanftes Harfenspiel. Wie die Stimme frommer Geister, die ihre Arme ausstrecken nach dem Himmel zu, um sich die Gnade des Vaters herunter zu holen. Noch einmal schwillt es an und klingt dann aus in mächtigem Jubelsang.

Nun zieht ein Schweigen durch den Raum. Raum hört man ein schwaches Atemholen. Alle Augen heften sich an die Kanzel, von der herunter sich die Klänge ergossen haben.

„Lasset uns beten!“ laut und deutlich hören sie die Stimme des Pfarrers aus der fernen Talkirche, die weiche wohltönende. In großer Andacht erheben sich die Herzen. Ein Rauschen geht durch die Bänke. Christ steht neben Christenmensch, leise die Worte vor sich her mur-

melnd, die ein unsichtbarer Mund weit weg von hier einer feiernden Gemeinde vorspricht. Die Augen der Frauen schließen sich. Nichts ist da, das sich zwischen den Schöpfer und seine Schöpfung drängen könnte.

Und nach dem „Amen“ beginnt die ferne Gemeinde zu singen. Vom langen Feiern sind hier oben die Lippen dürr und die Stimme spröde geworden. Wenn der Pfarrer heraufgestiegen kam zu dem verlorenen Flecken Erde, dann spielte er das Harmonium. Dünn schien der Klang, und ein rechtes Singen wollte nie werden. Nun aber singt die ferne Gemeinde, von der Orgel mächtig getragen. Und die Lippen der Bergler bewegen sich auch und siehe, die Gemeinschaft mit den Brüdern des Tales reißt sie hin zu frohem Singen. Die Frauen zuerst, dann beginnen auch die Männer mit ihren Vätern einzufallen. Und wie das Lied zu Ende ist, da ist ein Frohsinn in den Herzen und ein feines, zufriedenes Leuchten in den Augen.



Endlich in Saanen gelandet!

Um zu sparen zugunsten der Anlage, haben sie den langen Weg auf dem Fahrrad zurückgelegt. Ihre Ferien mußten herhalten, um die Anlage zu montieren.



Das Mikrophon, das zur Übertragung der Orgelmusik bestimmt ist, wird in eine der hölzernen Säulen eingebaut und mit Gaze verdeckt.

Und nun redet der ferne Pfarrherr von Verbundenheit, vom Sichverstehen, von der Liebe, die verbindet, auch wenn sich Berge zwischen Menschen türmen. Nie mehr soll das Gotteshaus auf dem Berge leer sein, wenn Sonntag ist. Immer wieder wird die Glocke rufen zu einer schlichten Feierstunde, die erst den Sonntag macht. Ohne Sonntag ist das Leben öde und leer und kalt. Der Berg soll wieder seinen Sonntag bekommen. Die Menschen der Tiefe freuen sich, daß sie den Brüdern auf dem Berge im Geiste die Hände drücken und mit ihnen den gemeinsamen Schöpfer loben können.

Es klingt wie aus alten Zeiten, da man noch jeden Sonntag den bessern Mittel angezogen hat und zur Kirche gegangen ist. Viele sind seither ausgewandert. Wenige sind mehr da. Und diese

haben mit dem Herrgott gehadert, daß er sich ihnen verschloß. Heute schließen sie Frieden mit ihm. Im Schlußgebet geloben sie ihm Treue, die sie halten werden.

Jetzt hebt wiederum die Orgel zu klingen an. Langsam, feierlich erheben sich die hartgearbeiteten Gestalten. Draußen im Sonnenschein horchen sie auf die letzten verklingenden Töne aus der Kirche. Das Auge, das hinüber blickt, dorthin, wo hinter hohen Bergen die Brüder in der Tiefe Sonntag feiern, es wird feucht, und tiefe Dankbarkeit steigt aus dem Herzen, das sich nicht mehr einsam fühlt, allein mit der kärglich nährenden Erde. Sonntag ist geworden und zieht nun mit hinunter in die Häuser, wo sie noch lange tiefbewegt und stumm den Klängen lauschen, die nicht mehr zu verwischen sind.

Um den Glockenturm liegt es wie ein Leuchten. Ob sich die kleine Kirche wohl auch freut, daß sie erneut ihrer Bestimmung zurückgegeben worden ist? Und ob die Glocke merkt, daß sie nun jeden Sonntag mit ihrer Stimme rufen wird, herrufen die Menschen, die so gerne Sonntag haben möchten, die ihn nur finden, wenn sie ihr Daheim, ihren Alltag abstreifen können?

Wohl steigt kein Geistlicher in schwarzem Talare die Kanzeltreppe hoch. Was tut es? Haben sie nicht das Wort? Das Wort vom Kreuz, von der Liebe, das Wort von der Gnade? Haben sie nicht ihre Stimmen, die lobpreisend danken können? Eine neue Zeit ist angebrochen, denn Gott ist erneut herabgestiegen in das Bergkirchlein. Sie werden kommen, ihn zu hören, und werden sich des neuen Lebens freuen.



Zwei achtplätige Bänke der Kirche Saanen sind mit Kopfhörern für Schwerhörige versehen.

Am 22. Oktober wurde die von den Schweizer Radiokameraden geschaffene Lautübertragungsanlage Saanen-Abbländschen eingeweiht. Drei Mikrophone sind aufgestellt in der Kirche Saanen und geben ihre Sprech- und Musikströme durch einen Verstärker auf die staatliche Telephonleitung, auf der sie über Château d'Orbulien nach der Kirche Abbländschen einer Lautsprecheranlage zugeführt werden. In der Kirche Abbländschen, die seit vielen Jahren keinen eigenen Pfarrer mehr erhalten konnte, wird nun regelmäßig Gottesdienst ohne Pfarrer abgehalten werden, außer an den Sonntagen, da

ein Geistlicher aus der Bundesstadt das abgelegene Bergdorf besucht. Die Anlage will nicht ein Ersatz sein, sondern wertvolle Ergänzung. Auf diese Weise möchten die Radiokameraden der kleinen Berggemeinde dienen, indem sie sie auf dem Wege der Technik wieder etwas enger mit der Welt verbinden. Saanen ist bekannt als ein Kulturzentrum. Der Anschluß an diese Kirche mit ihren schönen Konzerten und kulturellen Anlässen ist denkbar glücklich gewählt. Die neue Anlage dürfte für die abgeschlossene Berggemeinde eine Wohltat sein.

Alles still.

Alles still! Es tanzt den Reigen
Mondenstrahl in Wald und Flur,
Und darüber thront das Schweigen
Und der Winterhimmel nur.

Alles still! Vergeblich lauschet
Man der Krähe heisrem Schrei,
Keiner Fichte Wipfel rauschet,
Und kein Bächlein summt vorbei.

Alles still! Die Dorfes-Hütten
Sind wie Gräber anzusehn,
Die, von Schnee bedeckt, inmitten
Eines weiten Friedhofs stehn.

Alles still! Nichts hör ich klopfen
Als mein Herze durch die Nacht; —
Heiße Tränen niedertropfen
Auf die kalte Winterpracht. Theodor Fontane.

Neujahrsgebräuche und ihre Entstehung.

Der Neujahrstag hatte schon in frühern Zeiten eine besonders festliche Bedeutung. Von den Urbewohnern des alten Iran in Asien und von den Persern wissen wir, daß sie jeden neuen Zeitabschnitt mit Festlichkeiten begannen. Die alten Römer feierten am ersten Tag des Jahres das Fest des Götterpaars Janus (der Beschirmer alles Beginnenden) und Jana. Janus wurden Opfer gebracht, und man nannte diesen Tag „dies faustus“ — der Tag der günstigen Vorzeichen —. Alle wichtigen Geschäfte wurden an diesem Tage abgewickelt, weil man des Erfolges sicher sein wollte. Noch lange Zeit setzten viele christlichen Völker in Nachahmung heidnischen Brauches den Neujahrstag zu Anfang des Frühlings. Unter der Regierung Karls des Großen begann das neue Jahr am 21. März, zur Zeit der letzten Karolinger wurde der Jahresbeginn auf den 1. Januar festgesetzt. Spanien und die Niederlande feierten das Neujahr erst seit 1545, England seit dem 13. Jahrhundert, Frankreich seit 1633, Venedig seit 1564, Florenz seit 1745. Das Prinzip des weisen Gregorius des Großen, die heidnischen Feste in

christliche umzuwandeln, fand seine Anwendung auch am Neujahrstag und Altjahrabend. Schon in der ersten Periode des Christentums wurde der Altjahrabend mit Erzählen von Sagen, Fabeln und Märchen zugebracht, welche Sitte die ersten deutschen Bischöfe so sehr erzürnte, daß sie mit Macht — aber freilich ohne großen Erfolg — gegen das viele Klappern und Schwätzen ankämpften.

Eine der wichtigsten Formalitäten war in alten Zeiten schon der Glückwunsch. Ein jeder beeilte sich, als Erster seine Neujahrswünsche darzubringen, denn der zuerst Gratulierende erhielt nach altem Brauch ein Geschenk. Im römischen Reich war es Sitte, als „strenae“, das heißt Neujahrsgefchenke, Freunden und Bekannten junge, grüne Zweige, gleichsam als Symbol der Erneuerung des Jahres, anzubieten. Bald jedoch wurden die Geschenke kostbarer, namentlich den Obrigkeiten gegenüber, die man mit Absicht für das kommende Jahr freundlich zu stimmen hoffte. Senatoren, Richter und andere hochgestellte Persönlichkeiten vergaßen nie, Kaiser Augustus „strenae“ zu bringen; in seiner